

August  
04/2014

Zeitschrift für kirchlich Engagierte und religiös Interessierte

# «auftrag»



## «Ernte. Dank»



**25 Jahre Mauerfall**  
Jens Spannberg wuchs in der DDR auf,  
heute ist er Seelsorger in Littau



**Stadtkloster Zürich**  
Die Reformierten kopieren eine katholische Institution –  
auf ihre Weise



**Kirchen-Kollekte**  
Aufwändiges Lobbying der Hilfswerke  
bei Bistümern und Pfarreien



# INHALT

MANTEL

- 3 25 Jahre Mauerfall**  
«...dieser Zusammenhalt, den es in der DDR gab.»
- 4 Stadtkloster Zürich**  
«Der Begriff Kloster ist reformierbar!»
- 5** «Sie sollen das ruhig probieren» Ingrid Grave im Gespräch

KERN

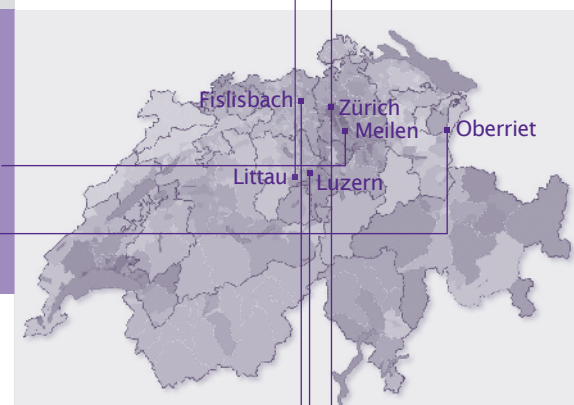
- «Ernte. Dank»**
- 7 Bibel** Gottes grosse Gerechtigkeit
- 8 Pfarreileben** Hochfest des Dorffriedens
- 10 Glauben** Lange Reifung, reiche Ernte

## MISSION konkret

- 12 Missio** Freude am Leben, Freude am Glauben
- 13 Begriffsklärung** Befreiungstheologie

MANTEL

- 14 Kollekte**  
Viele Hilfswerke erhoffen sich den kirchlichen Geldsegen
- 15** Geld spenden als Selbsthingabe Kommentar Josef-Anton Willa
- 16 «Gott in...»** Fislisbach und Luzern  
Zwei Gottesdienste im Vergleich
- 17 «Verbands-Kasten»** Lesende stellen Fragen  
Leserbriefe
- 18** Agenda | Kurz.Nachrichten | Ausblick



**«Die Zeit ist reif!»,** scheint das Bild unserer Redaktorin Vera Rüttimann auf der Titelseite zu suggerieren. Die Zeit mehr als der Apfel, der zwischen den Zeigern der Uhr eingeklemmt ist. **Dass die Zeit reif ist – und zwar wenn wir es wollen: Subito! Jetzt! Immer! – ist die Losung der heutigen Zeit.** Grad eben ging es mir so: Ich startete den Laptop auf, er verwies mich auf irgendein dringendes Update, blaue Kügelchen drehten auf dem Bildschirm munter ihre Runden - und ich mit ihnen schier durch. Beim undurchschaubaren Tempo von Technologie fängt meine Geduld gar nicht erst an.

Sinnigerweise stellt Vera Rüttimann in ihrer Bildserie im KERN die Früchte der Schöpfung, deren Reifezeit ein gefühlt richtiges Mass haben, technischen Geräten gegenüber, die unseren Alltag bis zur Atemlosigkeit beschleunigen. Auch die Bauern, die Gottes Erntegaben als erste in den Händen halten, stehen ungewollt im Pakt mit «Tempo Teufel» (Gedicht S. 20). Sie und jene Menschen, die in selbst verfassten Gebeten Gott für die Ernte danken (S. 6–11), ahnen: **Wenn Produktivität zum einzigen Massstab der Landwirtschaft wird, droht die Schönheit einzelner Weizenhalme, Äpfel oder Mirabellen zu verblassen.** Und mit ihnen der Geschmack von Gott selbst.

Der Punkt im Titel «Ernte. Dank» drückt unsere Sorge um den bleibenden Zusammenhalt zwischen hochgezüchteter Ernte und dem Dank an den Schöpfer aus. Auf dass wieder zusammen wächst, was zusammen gehört.

Amen – und gesegneten Appetit!



Berni Wiggel

## ■ «...dieser Zusammenhalt, den es in der DDR gab.»

25 JAHRE MAUERFALL / Jens Spangenberg arbeitet seit zwei Jahren als Seelsorger im luzernischen Littau. Kurz bevor die Mauer fiel, flüchtete er aus der DDR in den Westen.



Geboren in Leipzig 1965, erlebte Jens Spangenberg eine normale Jugend im Arbeiter- und Bauernstaat. Nach der Schulzeit erhielt er die sozialistische Jugendweihe und lernte Maschinen- und Anlagemonteur. Nicht sein Traumberuf. In seiner Lehrzeit war er mit sämtlichen Subkulturen zusammen, die es damals gab: Mit langhaarigen Bluesern, Skinheads und Punks. Ein Hauch von Rebellion umgab ihn.

Spangenberg war aber auch gläubiger, evangelisch-lutherischer Christ. Ab Mitte der achtziger Jahre erlebte er mit, wie sich die Kirchen in seiner Stadt immer mehr füllten, auch mit kirchenfernen Leuten, die gegen den SED-Staat opponierten. Spangenberg war mitten drin in dieser Aufbruch-Bewegung.

### Flucht wie im Film

Ende der achtziger Jahre ging es mit der DDR spürbar zu Ende. Irgendwann hatte in seinem Freundeskreis fast jeder einen Ausreiseantrag gestellt. Auch Spangenberg wollte nur noch raus aus der DDR. Paris sehen, die ägyptischen Pyramiden, dann sterben, wie er sagt. Über Ungarn und Jugoslawien gelang ihm die Flucht. Eine Teilstrecke musste er sogar schwimmen. Es war wie im Film, und doch bitterer Ernst.

Im Juni 1989 landete er in Hannover bei einem Freund. Den Mauerfall am 9. November 1989 erlebte er vor dem Fernseher: «Das schmerzte mich, ich wäre gerne dabei gewesen», sagt er. Innerlich spürte er eine Zerrissenheit: Einerseits war er froh, dass es den SED-Staat nicht mehr gab, andererseits verschwand mit der DDR auch seine Heimat von der Landkarte.

Spangenberg begann bei Volkswagen zu arbeiten, verdiente gut. Doch er suchte nach etwas anderem. Nach fünf Jahren schmiss er alles hin und lernte Krankenpfleger. 1998 ging er in die Schweiz, die

händeringend nach Pflegekräften suchte, und begann im Kantonsspital Luzern zu arbeiten. Zugleich entdeckte er auf Spaziergängen in der Natur einen neuartigen Gott: «Überall stiess ich hier auf Kreuze, Kapellen und Votivtafeln. Das kannte ich nicht.»

Der Leipziger studierte Religionspädagogik, dann katholische Theologie an den Universitäten Luzern und Chur. Es stellte sich eine Begeisterung ein, die sich bis heute nicht gelegt hat. Spangenberg konvertierte zum Katholizismus.

Heute arbeitet der 49-Jährige als Pastoralassistent in Littau. Er schwärmt von der geerdeten Spiritualität der Menschen, auch von der Lebendigkeit der

### «Überall stiess ich hier auf Kreuze, Kapellen und Votivtafeln. Das kannte ich nicht.»

Vereine und Gruppen an der Kirchen-Basis. Besonders beeindruckt zeigt er sich vom katholischen Frauenverein. «Unglaublich, wie viele Frauen sich dort engagieren.» Spangenberg ist fasziniert von der hiesigen Kirche, von der Nähe der

**Die Berliner Mauer** stand von 1961 bis 1989. Ihr Fall gilt als glückliches Missverständnis der Geschichte. Am Abend des 9. Novembers 1989 präsentierte SED-Funktionär Günter Schabowski ein neues Reisegesetz für die DDR, das die Lage im Land beruhigen sollte. Auf die Frage, ab wann das Gesetz gelten solle, antwortete er: «... sofort, unverzüglich.» Diese Information war eigentlich falsch, löste aber einen Dammbbruch aus. Noch in der Nacht eilten Tausende über die Grenze nach West-Berlin. Die Mauer war gefallen.

Bischöfe zur Basis, von der Streitkultur und von ihrer Offenheit und Weite: «Katholisch eben», betont er.

### Keine neuen Mauern

Als ehemaliger DDR-Bürger spürt Spangenberg, wo sich in der heutigen Gesellschaft neue Mauern auftun. Ihm ging das Resultat der Einwanderungsinitiative nahe. Er findet aber auch Verständnis für sein Gastland, dem er für die Möglichkeit zum Neuanfang sehr dankbar ist: «Wenn man die Ängste der Leute hier ignoriert, kommt es zu solchen Resultaten.»

Spangenberg sagt, er habe im Grunde bislang drei «Gesellschaftssysteme» kennengelernt: «Den Sozialismus, die freie Marktwirtschaft und die Volkskirche schweizerischer Prägung.» Das einzige, was ihm bei letzterer fehlt, ist «dieser Zusammenhalt, den es in der DDR gab. Das habe ich so nie wieder erlebt.»

Vera Rüttimann



«Die Mauer ist weg!» Vor 25 Jahren nahm die Weltgeschichte eine ungeahnte Wende.



## ■ «Der Begriff Kloster ist reformierbar!»

**STADTKLOSTER** / Bislang existiert es als Konzept und in Form gelegentlicher Tagzeitengebete: Das evangelische Stadtkloster in Zürich. Ein katholischer Blick auf ein Projekt, das mehr sein will als ein «Kloster light».

Im Anfang war die Sehnsucht nach einem verbindlichen christlichen Leben mitten in der Stadt. Eine Insel der Stille soll hier entstehen, ein Ort des Gebets und der gelebten Spiritualität. Ökumenisch offen, aber dennoch Teil der evangelisch-reformierten Landeskirche. So schildert Cornelia Schnabel, Mediensprecherin der Spurgruppe des Stadtklosters Zürich, deren Vision. Bislang zählen sechs Personen zur Spurgruppe, etwa 150 Männer und Frauen gehören zum weiteren Kreis der Sympathisanten – allesamt Freiwillige.

Wie aber gründet man ein Kloster, noch dazu ein evangelisch-reformiertes? «Wir fangen tatsächlich anders an als Klöster in der Geschichte. Wir haben kein Gebäude, kein Geld, keinen Abt und kein Personal – also haben wir uns gesagt, wir machen das, was trotzdem geht: Gemeinsam feiern und essen.»

Im Advent 2013 begann die Gruppe, täglich morgens und abends gemeinsam Liturgie zu feiern und anschliessend zusammen zu essen. Beides wurde in der Passions- und in der Pfingstzeit fortgesetzt, geplant ist eine weitere Woche auf

das Erntedankfest hin (siehe [www.stadtkloster.ch](http://www.stadtkloster.ch)) und wiederum die ganze Adventszeit. Gastrecht hat die Gruppe in der Bullingerkirche.

### Verbindlichkeit

Gemeinsam feiern und essen während bestimmter Zeiten im Jahr – das allein macht jedoch noch kein Kloster. Die Spurgruppe, die ein 15-seitiges Konzept zum «Stadtkloster Zürich» erarbeitet hat, ist sich bewusst, dass es dazu die konstante Präsenz von Menschen vor Ort braucht. Sie stellt sich als Kern eine kleine Gruppe vor, die zusammen lebt, betet und Gäste aufnimmt. Eine lebenslängliche Verbindlichkeit, wie katholische Klöster sie kennen, wird jedoch nicht verlangt.

«Ganz oder gar nicht, das ist für viele zu krass», sagt Schnabel. «Ein Ordensaustritt ist in der Regel schambesetzt. Das wollen wir entspannen.» Es bräuchte mindestens drei Leute, die sich für zwei bis drei Jahre zum gemeinsamen Leben vor Ort verpflichten, damit etwas aufgebaut werden könne, meint Schnabel. Die Spurgruppe ist mit etwa fünf Leuten im

Gespräch, die das in Betracht ziehen. Daneben soll es lockerere Formen der Zugehörigkeit geben: «Jemand lebt vielleicht für einen Monat mit», so Schnabel, «oder gestaltet einmal pro Woche ein Tagzeitengebet.» In dieser Form will sich auch die Spurgruppe langfristig engagieren.

«Wir denken an eine beschränkte, aber klar definierte Verbindlichkeit», erklärt Schnabel. Diese gelte schon jetzt für die Liturgien und Mahlzeiten. Damit soll ein bewusster Kontrapunkt zur Unverbindlichkeit einer von Individualismus und Beliebigkeit geprägten urbanen Gesellschaft gesetzt werden.

### Gehorsam, Armut, Keuschheit?

Katholiken verbinden mit «Kloster» unweigerlich die Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams. Das evangelische Stadtkloster will diese evangelischen Räte neu interpretieren; allerdings bleibt das Konzept in dieser Frage sehr vage. Das liege daran, dass die Spurgruppe der noch zu bildenden Kerngruppe nichts vorschreiben möchte, erklärt Schnabel. Sie versteht die Räte dennoch «als Wegweiser, die alle dem Ziel dienen, das Ego zu relativieren.» So sollen die Mitglieder mit ihrem Verdienst das gemeinschaftliche Leben mitfinanzieren. «Bereits das Offenlegen, wie viel jeder Einzelne verdient und welcher Anteil davon der Gemeinschaft zukommt, wäre ein Schritt weg vom Ich und hin zur Gemeinschaft.» In diesem Sinne etwa könnte der Begriff «Armut» verstanden werden.

Gehorsam sieht Schnabel einerseits dem eigenen Entscheid zur Mitgliedschaft gegenüber: «In der von mir gewählten Zeitspanne ist nicht mehr alles möglich.» Ferner brauche es aber auch Gehorsam gegenüber der Gemeinschaft: «Wir sind bisher sehr demokratisch vorgegangen und streben Konsens an. Das sind Prozesse, die dem Einzelnen etwas abverlangen, was man durchaus als «Gehorsam» bezeichnen könnte», ist Schnabel überzeugt. Gleichzeitig hält sie diese



**Gemeinsames Adventsgebet** Das Stadtkloster in seiner temporären Heimat, der Bullingerkirche



**Die Spurgruppe** v.l.n.r.: Roland Diethelm, Cornelia Schnabel, Sr. Margrit Muther, Beat Schwab, Doris Kradolfer, Marco Würzler.

Form der Entscheidungsfindung auch für typisch reformiert.

Die Frage nach einem zölibatären Leben der Mitglieder bleibt weitgehend offen. Sie könne sich Paare, auch gleichgeschlechtliche, vorstellen, sagt Schnabel, vielleicht sogar Familien. Ist ein evangelisches Kloster somit nichts anderes als ein «Kloster light»? Diesen Vorwurf hätten sie tatsächlich schon gehört, gibt Schnabel zu. Die Spurgruppe sei daher im Gespräch mit erfahrenen Ordensleuten. Kritik von aussen sei notwendig, Denkanstösse willkommen.

### Start 2015 möglich

Zum Selbstverständnis des evangelischen Stadtklosters gehört es indes auch, bewusst kreative, neue Wege zu gehen. Zum Beispiel hinsichtlich konfessioneller Offenheit: «Uns ist die ökumenische

Lernbereitschaft wichtiger als konfessionelle Abgrenzung. Lebensfördernde Elemente des Katholizismus sollen durchaus Platz haben», so Schnabel. Die bisherigen Liturgien etwa orientierten sich am benediktinischen Antiphonale.

## « Ein Ordensaustritt ist in der Regel schambesetzt. Das wollen wir entspannen. »

Cornelia Schnabel, Mediensprecherin Stadtkloster Zürich

Denkbar wären aber auch ignatianische Elemente wie Exerzitien. Eine solch konfessionelle Offenheit wird allerdings auch von den Mitgliedern der Kerngruppe erwartet, welche laut Schnabel durchaus römisch-katholisch, christka-

tholisch oder freikirchlich sein könnten. Das Verbindende sei die Orientierung am Evangelium.

Dennoch ist der Spurgruppe die Anbindung an die evangelisch-reformierte Kirche wichtig. «Wir sind auf die Hilfe einer etablierten Kirche angewiesen», begründet Schnabel pragmatisch, um etwas persönlicher zu ergänzen: «In katholischen Klöstern bleibe ich letztlich fremd, bin nur zu Gast, und wenn ich Glück habe, werde ich zur Eucharistie zugelassen. Wir glauben, auch der Begriff Kloster ist reformierbar, er ist nicht konfessionell gebunden.» Anders als die katholische Kirche habe die reformierte keine klare Vorstellung davon, was «Kloster» bedeutet: «Hier haben wir Raum für das Experiment, den Begriff neu zu füllen.»

Die evangelisch-reformierte Landeskirche des Kantons Zürich steht dem Projekt wohlwollend gegenüber, auch wenn kein Geld gesprochen werden kann. Verschiedene evangelisch-reformierte Kirchgemeinden haben der Spurgruppe auch schon Wohnräume angeboten. Sobald diesbezüglich eine Entscheidung gefallen ist, wird die Spurgruppe ernsthafte Gespräche mit den Interessenten für die Kerngemeinschaft führen. «Es scheint realistisch, dass wir 2015 mit dem Stadtkloster starten können», sagt Schnabel zuversichtlich.

Sylvia Stam

## «Sie sollen das ruhig probieren»

### Schwester Ingrid Grave, braucht es in Zürich ein reformiertes Stadtkloster?

Mir scheint es gut, wenn auf reformierter Seite ein solches Projekt versucht wird. Denn nicht alle reformiert geprägten Christen möchten sich an eine katholische, traditionsbeladene Institution wenden. Zudem braucht es niederschwellige Orte, wo Menschen rasch für ein Abendgebet hingehen können.

### Genügt die Berufung auf das Evangelium als verbindendes Element der Kerngruppe?

Das Evangelium muss das Fundament sein. Aber für die Abläufe des Alltags braucht es auch verbindliche Regeln, Abmachungen, Verträge etc. bis ins Finanzielle hinein.

### Überzeugt Sie das spirituelle Konzept?

Punkto Spiritualität wirkt das Ganze ein wenig zusammenge-würfelt. Allerdings haben wir in den modernen Gesellschaften ja auch zu lernen, mit verschiedenen Religionsgemeinschaften zusammen zu arbeiten und zu leben.

### Kann ein Kloster ohne lebens-längliche Verpflichtung zu den evangelischen Räten funktionieren?

Nach katholischer Tradition ist dies dann kein Kloster. Eine Gemeinschaft, deren Mitglieder ganz unterschiedliche Lebensentwürfe haben, ist zudem kompliziert zu leiten. Und es stellt sich die Frage, wer sich verpflichtet fühlt, in Krisensituationen durchzuhalten.

### Darf man das trotzdem Kloster nennen?

Natürlich dürfen sie das Kloster nennen, das kann man ihnen nicht verbieten. Doch sie verstehen unter dem Begriff etwas anderes. Dennoch sollen sie das ruhig probieren, jede Zeit braucht neue Aufbrüche! (sy)

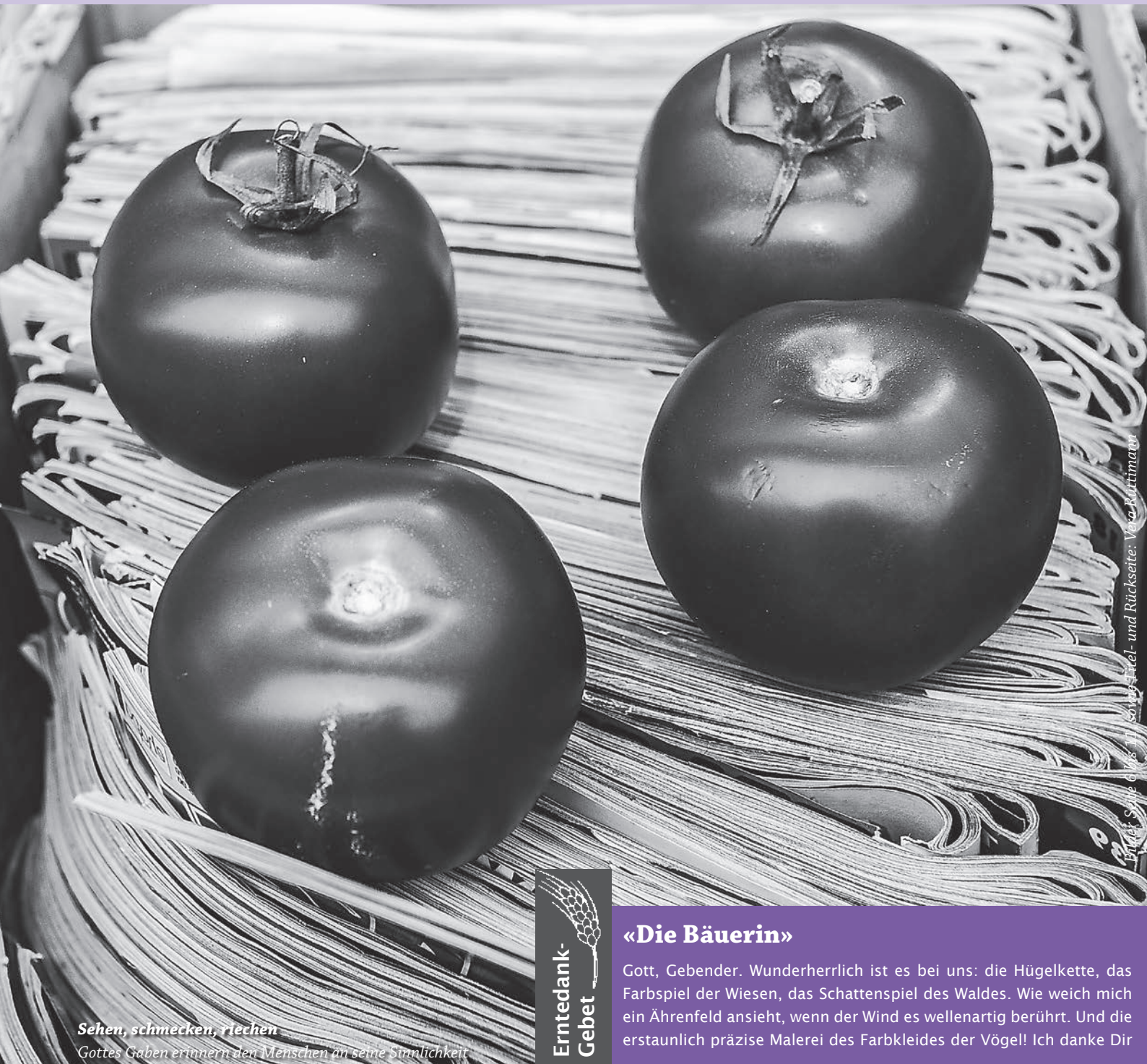


**Ingrid Grave,**  
Dominikanerin, wohnt  
in Zürich





# «Ernte. Dank»



**Sehen, schmecken, riechen**

*Gottes Gaben erinnern den Menschen an seine Sinnlichkeit*

Erntedank-  
Gebet

## «Die Bäuerin»

Gott, Gebender. Wunderherrlich ist es bei uns: die Hügelkette, das Farbspiel der Wiesen, das Schattenspiel des Waldes. Wie weich mich ein Ährenfeld ansieht, wenn der Wind es wellenartig berührt. Und die erstaunlich präzise Malerei des Farbkleides der Vögel! Ich danke Dir



## Bibel

# Gottes grosse Gerechtigkeit

## ■ Das Alte Testament kennt eine ganze Reihe von Erntefesten. Sie stehen für die Überzeugung, dass alle an Gottes Geschenken teilhaben sollen. Auch Fremde.

Neben dem «Wochenfest» für die Frühjahrsernte (Schawuot) bildete sich als biblisches Haupt-Erntefest das «Laubhüttenfest» (Sukkot) im Herbst heraus. Beide werden im Judentum bis heute gefeiert. Zum Laubhüttenfest ist im Buch Deuteronomium zu lesen:

«Das Laubhüttenfest sollst du sieben Tage lang feiern. Du sollst an deinem Fest fröhlich sein, du, dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin, die Leviten und die Fremden, Waisen und Witwen, die in deinen Stadtbereichen wohnen.» (Dtn 16,9-14)

Gerade die Erntedankfeste sind damit kein Privileg für Bauern und Besitzende, die sich über volle Keller, Scheunen und Bankkontos freuen können. Ausdrücklich wird auch zur «freiwilligen Gabe» für Bedürftige aufgefordert. Und unter denen, die an beiden Festen fröhlich sein sollen, sind Menschen in sozialen Notlagen erwähnt (Witwen und Waisen) sowie solche, die im Alten Israel keinen eigenen Boden besitzen konnten (Sklaven, Leviten, Ausländer). Damit nicht genug: Der Text verwendet explizit «inklusive Sprache» – Töchter und Sklavinnen sind konkret erwähnt und nicht nur heutigem Sprachgebrauch entsprechend hinzugefügt. Begründet wird das alles mit der Erinnerung an eigene Notlagen, die für die Bedürfnisse anderer sensibel machen soll:

«Denk daran: Du bist in Ägypten Sklave gewesen. Daher sollst du auf diese Gesetze achten und sie halten.» (Dtn 16,12)

Wenn wir uns von dieser biblischen Vision inspirieren lassen, dann müssten gerade am Erntedankfest wirklich alle dabei

sein: Gross und klein, «oben» und «unten», Obdachlose und Randständige, Asylsuchende und Abgewiesene, Flüchtlinge, Ausländer, Arbeitslose, Bettler, Sozialhilfeempfänger. Und wir sollten aus der Erinnerung an die Notlagen unserer eigenen Geschichte die Motivation schöpfen, es Menschen in Not heute möglichst leicht zu machen. Dabei ginge es dann weniger um Geschichten heimischer Helden und eher darum, dass die Schweiz von 1550 bis 1890 ein Auswanderungsland war und unzählige Schweizer «Wirtschaftsflüchtlinge» bessere Lebensmöglichkeiten in anderen Ländern suchten.

So bekommen auch weitere biblische Sätze eine neue Bedeutung: «Die mit Tränen säen, werden mit Jubel ernten», heisst es in Psalm 126. In welchen Notlagen auch immer Menschen ihr Leben führen – wenn geerntet wird, sollen sich alle daran freuen können. In diesem Sinne ruft auch Jesus in der Bergpredigt zu grenzenlosem Vertrauen auf: «Seht euch die Vögel des Himmels an: Sie säen nicht, sie ernten nicht und sammeln keine Vorräte in Scheunen; euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht viel mehr wert als sie?» (Mt 6,26)

Erntedankfest – das ist, wenn alle dabei sind, mitfeiern und sich freuen können. Weil es für alle reicht – wenn wir uns bewusst werden, dass wir die Güter der Erde letztlich Gott und nur am Rande unserer eigenen Leistung verdanken. Dieser biblische Gedanke liesse sich auch einmal so umsetzen, dass unser Erntedankfest in einem Arbeitslosentreff oder einem Asylwerberheim stattfinden würde.

Der Theologe und Seelsorger **Detlef Hecking** (47) leitet die Bibelpastorale Arbeitsstelle des Schweiz. Kath. Bibelwerks in Zürich.

für die Ernte, dafür, dass die Tiere im Winter zu fressen haben, für die Kirschen, Mirabellen, Zwetschgen, Erdbeeren, Äpfel, Birnen. Alle haben ihren eigenen Geschmack, obwohl Farbe und Form nur aus einer Blüte entstehen! Und doch: Wer weiss heute noch um die saisonale Ernte? Alles wird im Überfluss in die Discountketten gebracht, be-

tatscht, gedrückt, kritisiert, weil es zu klein, zu wenig gerade ist, vieles wird weggeworfen. Das macht mich traurig. Lass uns mit Liebe, Achtung und Dankbarkeit sehen, säen, ernten. Amen.  
*Lucie Barmettler, Geflügelfarmerin, Ziefen BL*





## Pfarreileben

# Hochfest des Dorffriedens



■ In Meilen (ZH) erfreut sich das Erntedankfest grosser Beliebtheit. Neben zwei Pfarrern und vielen Freiwilligen mischt dabei auch die Politik kräftig mit: Als OK-Präsident amtet derzeit SVP-Dorfpolitiker und Kirchenpflegemitglied Roberto Martullo.

Sonnenblumen und Strohballen zieren das Kirchenschiff. Äpfel, Birnen und Kürbisse sind zu urchigen Stilleben ausgebreitet: Farbenfrohe Bilder dieser Art werden in Meilen am 28. September wieder zu sehen sein. Die Gemeinde am Zürichsee verfügt nämlich über eine lebendige Erntedankfest-Tradition.

Die Feier ist in Meilen eine ökumenische Angelegenheit. In dieser Form besteht die Tradition seit 1986. Die Wurzeln des Brauchs liegen zwar weiter zurück, doch in den Achtzigerjah-

« Es ist wichtig, an diesem Tag der Landwirtschaft, welche in der Dienstleistungsgesellschaft in Vergessenheit gegangen ist, die Ehre zu erweisen. »

Otmar Bischof, kath. Pfarrer von Meilen

ren wurde er zu neuem Leben erweckt. Bemerkenswert ist dabei, dass es eine politische Partei war, welche die Initiative ergriff: Die lokale SVP schlug vor, das Erntedankfest zusammen mit der reformierten und katholischen Kirche auf die Beine zu stellen. Sogleich schlossen sich auch die anderen Ortsparteien an. Im Laufe der Jahre entwickelte sich der Brauch zu einem festen Bestandteil der Meilener Dorfkultur. Die Trägerschaft setzt sich aus den vier grossen Parteien SP, SVP, CVP und FDP,

den beiden Pfarreien sowie den drei Frauenvereinen zusammen. Alle drei Jahre übernimmt eine andere Partei den Vorsitz. Momentan hat Roberto Martullo, der als Schwiegersohn des Unternehmers und Politikers Christoph Blocher bekannt ist, dieses Amt inne. Er ist Mitglied der SVP und der katholischen Kirchenpflege. Zusammen mit einem zehnköpfigen Team sorgt er dafür, dass sich die Gemeinde mit rund 13'000 Einwohnern auch dieses Jahr wieder auf den Herbst einstimmen kann.

### Volle Kirche

Im Turnus übernimmt jeweils der Pfarrer der einen Konfession das liturgische Programm, der andere die Predigt. Stets darf auch ein musikalischer Beitrag nicht fehlen: Letztes Jahr sorgte etwa das ganz frisch formierte Jugendsinfonieorchester Zürichsee für einen Ohrenschaus. «Die Kirche war gestossen voll», erinnert sich der reformierte Pfarrer Mike Gray. Sein katholischer Kollege Otmar Bischof kann das bestätigen: «Auch viele junge Familien konnten dafür begeistert werden», meint er. Der Anlass geht stets in der reformierten Kirche über die Bühne. Das hat rein praktische Gründe: Im Saal des Löwen gleich nebenan findet jeweils das Essen statt. Dort gibt es ein wahrhaftes Herbstmenü, zum Beispiel Hackbraten.

Eine tragende Rolle bei diesem Fest fällt den Bauernhöfen und den drei Meilener Frauenvereinen (darunter auch ein katholischer) zu: Damit sowohl in der Kirche wie auch im Festsaal Erntedank-Stimmung aufkommt, sucht Erika Dörflinger nach

## «Der Bischof»

Gepriesen seist Du Herr, Schöpfer der Welt. Du schenkst uns das Brot und den Wein, Früchte der Erde und der menschlichen Arbeit. Gottes wunderbare Schöpfung ermöglicht alles Leben, sie schenkt uns Nahrung, Wärme, Licht, Luft zum Atmen, Wasser zum Trinken. Dafür danke ich von Herzen. Und für die menschliche Arbeit, alle unsere vielfältigen Fähigkeiten und Talente und unsere Körperkraft. Wir dürfen säen, ernten, Güter produzieren und verbrauchen. In allem tragen wir Verantwortung füreinander und für unsere Umwelt. Bischof Markus Büchel, St. Gallen (gekürzte Fassung des Dankgebets zur Gabenbereitung)







Schmuckstücken aus der Natur. Sie ist Landwirtin und Mitglied beim Frauenverein Bergmeilen. Dieses Jahr kümmert sie sich im Fest-OK um die opulenten Dekorationen. Mit Herbstastern, Gladiolen, Dahlien und natürlich Sonnenblumen soll es bei der Feier blumig werden. Allerdings ist es nicht mehr so einfach, das Material zu finden: «Da heute nicht mehr viele Leute einen Garten haben, ist es schwieriger geworden, genügend Blumen aufzutreiben», meint sie. Dörflinger kümmert sich zudem um die Tischdekorationen mit Efeu, Gräsern, Körnern und Wurzeln. Für ein rustikales Ambiente sorgen auch Strohhallen, Garben und Jutesäcke in der Kirche. Auch für den Gabentisch sind engagierte Meilener Bäuerinnen zuständig: Gemüse und Eier stehen dort bereit und können zu einem freiwilligen Unkostenbeitrag mitgenommen werden. Die Freiwilligenarbeit zahlt sich aus: «Der Anlass hat einen sehr hohen Stellenwert», meint Erika Dörflinger.

### Dankbarkeit an der Goldküste

Jedes Jahr kommt die Kollekte einem gemeinnützigen Projekt zugute. Dieses Jahr wird zugunsten der Kinder-Spitex gesammelt. Für den katholischen Pfarrer Otmar Bischof ist die Kernbotschaft des Brauchs nach wie vor aktuell: «Ein Schwachpunkt in der Gesellschaft ist, dass die Dankbarkeit oft fehlt», meint Bischof, was er auf den Überfluss zurückführt. Er findet es jedoch bedauerlich, wenn Zyniker meinen, es brauche erst Katastrophen oder eine Wirtschaftskrise, damit den Leuten die Dankbarkeit als wesentlicher Ausdruck des Glaubens wieder bewusst werde. Auch Mike Gray betont die Bedeutung des Brauchs: «Wir sind hier ein Teil der Goldküste – es gehört dazu, sich bewusst zu sein, dass wir privilegiert sind», meint er. Bischof findet es auch wichtig, an diesem Tag der Landwirtschaft, welche in der Dienstleistungsgesellschaft in Vergessen-

heit gegangen ist, die Ehre zu erweisen: «Viele haben heute keinen Kontakt zur Scholle mehr», meint er. Dies spüre man auch in Meilen: Nebst mehreren gut florierenden Winzerbetrieben gibt es in der Gemeinde noch etwa ein Dutzend Höfe, mit abnehmender Tendenz.

Wie das Organisationskomitee festhält, wird beim Erntedankfest die Harmonie gross geschrieben: Auch wenn Parteien beteiligt sind, sollen politische Meinungsverschiedenheiten keine Rolle spielen. «Es ist kein parteipolitischer Anlass», betont Roberto Martullo. So stehen die Politiker auch nicht ans Rednerpult, sondern leisten eher Hintergrundarbeit am Herd: Jede Partei ist verpflichtet, die gleiche Anzahl Kuchen fürs Dessertbuffet mitzubringen. «Es fällt auch gar nicht mehr auf, dass die Idee für den Anlass ursprünglich von einer Partei kam», meint Bischof. «Alle ziehen am gleichen Strick», lautet sein Fazit.

Michel Schultheiss

**Das Erntedankfest** ist in der katholischen Kirche seit dem dritten Jahrhundert belegt. Der volkstümliche Brauch mit vorchristlichen Wurzeln wurde in der Schweiz ab dem 18. Jahrhundert zum Bestandteil des kirchlichen Kalenders, an vielen Orten etablierte sich der Brauch in der Zeit um den Ersten Weltkrieg. **Ein fixes Datum fehlt jedoch bis heute, was mit den unterschiedlichen Erntephasen zusammenhängt;** vorab in den evangelischen Gegenden gilt der erste Sonntag nach Michaelis (29. September) als Richtschnur. In beiden Konfessionen ist das Ausschmücken der Kirche mit Erntegaben weit verbreitet. (smi)

### «Die Biologin»

Guter Gott. Du hast wachsen lassen, was wir gesät und gepflegt haben. Wieder ist die Ernte bei uns reich ausgefallen. Doch ich denke auch an das, was wir von unseren Äckern und Wäldern fordern, wenn sie nicht den Ertrag bringen, den wir wollen. Wir verändern und manipulieren Samen. Wir überdüngen Böden. Mit Pestiziden zerstören wir die Nahrungskette von Bienen, Fischen, Vögeln. Wir Menschen dürfen säen und ernten, aber das Wachsen schenkst du, guter Gott. Dafür danke ich Dir. Amen.  
*Daniela Schloz, Umweltnaturwissenschaftlerin, Tübingen (Deutschland)*



## Glauben

# Lange Reifung, reiche Ernte



■ **Claudia Egli sah sich lange als Opfer. Als ihr Partner, ein preisgekrönter Wein- und Obstbauer, bei einem Unfall ein Auge verlor, lernte sie die Welt neu zu sehen. Die Geschichte einer inneren Reifung – zwischen Spirituosen und Spiritualität.**

Als Kind war Claudia Egli von ihren Eltern weggegeben worden – einer der letzten Fälle von Verdingung im Kanton St. Gallen. Beim ersten Bauernbetrieb erfuhr sie Härte, Strenge, Armut und Unordnung, aber auch Güte und den Grundstein, das Beten zu lernen. In der zweiten Pflegefamilie erlebte sie Sterilität und Ungerechtigkeit, erlernte aber zugleich praktische Fertigkeiten.

Es war eine Jugendzeit mit tiefen Krisen, Suizidgedanken auch. Dennoch hatte es immer Menschen gegeben, die ihr im richtigen Moment begegnet waren. So etwa der Lehrmeister, der sie nicht nur das Coiffeurhandwerk, sondern auch das positive Denken gelehrt hatte: «Es ist nichts so schlecht, dass es nicht für etwas gut ist.» Und stets hatte Egli das Gebet getragen. Ganz langsam war Gottvertrauen gereift.

2005 folgte eine wichtige Weichenstellung: Der Arbeitsbeginn als Angestellte auf dem Hof von Othmar Gschwend in Oberriet, der zwei Jahre später dazu führte, dass die beiden ein Paar wurden. «Es war keine Liebe auf den ersten Blick», erinnert sich die heute 47-jährige, «doch Othmars Beständigkeit und Gelassenheit taten mir von Anfang an gut. Oft habe ich in den Reben geweint. Er hat es zugelassen. Und dann haben wir weitergearbeitet.»

Gschwend ist ein Meister in Sachen Gelassenheit. «Wir sind Tüftler. Mein Vater schon – und ich auch», sagt er und lacht. «Man probiert etwas – manchmal klappt es und manchmal nicht

–, aber so kommt man weiter.» Gschwend hat es als Wein- und Obstbauer, Moster und Schnapsbrenner weit gebracht, sehr weit: Blitzsauber aufgereiht stehen Muster der gut 20 verschiedenen Obstbrände und Liköre in seinem Büro, hinten prangen die zahlreichen Auszeichnungen. Etwa für seinen Grappa. Weil der Name geschützt ist, erfand er einen neuen: Hubello, da der Bauernhof mit seinen 7000 Weinstöcken im Ortsteil Hub steht.

Wie kaum ein anderer weiss der Bauer, dass Reifung Zeit braucht. In der Landwirtschaft, aber auch in der Schnapsherstellung. So manchen Luxus-Brand lässt er fünf Jahre lang im Eichenfass. Den Luxus Zeit gönnt sich Gschwend auch selbst, wenn er die Blätter an den Reben abnimmt und immer wieder die wunderbare Landschaft anschauen und die Ruhe geniessen kann. Und wenn man lange mit ihm spricht, verrät er, dass es ein tiefes, seit Kindheit gewachsenes Gottvertrauen ist, das ihm Ruhe und Stabilität gibt. Und damit verbunden eine tiefe Dankbarkeit «für Gesundheit, für die Arbeit und für die Partnerin. Wir haben doch alles!»

Rückblende. 17. Juni 2010. Gschwend ist dabei, mit der Kreissäge Pfähle zuzuspitzen. Ein Pfahl verkantet sich, fliegt mit ungeheurer Wucht auf seinen Kopf zu, reisst das eine Auge weg und zersplittert den Grossteil des Stirnbeins. Schutzlos liegt das Gehirn da. Ein Arbeiter leistet Erste Hilfe. Wenige Minuten später liegt Gschwend bereits im St. Galler Kantonsspital. Die Ärzte lassen Druck aus dem Schädel ab, um das andere Auge zu

## «Der Büezer»

Guter Gott. Unsere Keller und Scheunen sind gefüllt. Mit Korn fürs Brot, mit Früchten und Gemüsen für die tägliche Nahrung. Auch Heu und Emd ist genügend vorhanden, um unsere Tiere zu ernähren. Du hast uns Gesundheit geschenkt und Kraft und unsere Felder verschont vor Unwetter und Hagel. Wir danken dir dafür. Mit Sorgfalt bewahren wir auf unseren Regalen, was die Erde hervorgebracht hat. Guter Gott, für die reiche Ernte danken wir dir.

*Paul Hardegger, Sanitärinstallateur, Bauernsohn, Dietikon ZH*







retten, und versetzen den Bauern für über zwei Wochen ins Koma.

«Der Unfall selbst hat mich gar nicht so aus der Bahn geworfen», erinnert sich Claudia Egli. Sie habe einfach funktioniert damals, den Hof geführt, ihre drei Kinder – damals im Schulalter – betreut, sei jeden Tag zu ihrem bewusstlosen Freund nach St. Gallen gefahren und habe zusammen mit guten Kolleginnen viel für ihn gebetet. Doch als er nach einem Reha-Aufenthalt Ende August zurück auf den Hof gekommen sei, sei schlagartig eine Erschöpfung gekommen, körperlich und seelisch. «Eigentlich wäre ja Dankbarkeit angesagt gewesen – in St. Gallen sprach man von einem medizinischen Wunder. Nach kaum zweieinhalb Monaten arbeitete mein Freund einfach weiter, als wenn nichts geschehen wäre! Gerade das war hart für mich – irgendwie konnte ich das Gute gar nicht annehmen, die Heilung nicht zulassen.»

Natürlich war Gschwend nach seiner Rückkehr weniger belastbar. Und Egli spürte, wie sehr er auf sie angewiesen war. Seelisch, aber auch praktisch. Das verunsicherte sie. Doch zugleich geschah gerade in dieser Phase äusserster Belastung etwas Unerwartetes: Die Lebensphilosophie ihres Freundes «Neues probieren – klappt es? – weiterkommen - weiter vertrauen» übertrug sich auf sie. Dies forderte sie innerlich viel mehr heraus als Gschwends körperliche Verletzungen. «Die konnte ich gut bei ihm lassen. Aber die Essenz des Ganzen betraf mich.» Auf ihr bisheriges Leben blickte sie nun nicht nur zurück, sondern analysierte: Hatte sie ihr Leben nicht meistens im Modus des Opfers gelebt und war in diesem Schema gefangen? Und war mit dem tiefen Gottvertrauen, das in ihr gewachsen war, nicht viel mehr möglich?

Es musste möglich sein. Denn Mitte Dezember wartete die nächste Herausforderung: Gschwends Ex-Frau kam mit den Kindern nicht mehr zurecht; die jüngeren beiden mussten sofort zu ihrem Vater. Das Zusammenwachsen einer 7-köpfigen Patchworkfamilie verlangte allen Beteiligten das Äusserste ab. «Achtung, Respekt und Dankbarkeit waren den beiden ‹Neuen› in unserer Familie weitgehend fremd. So manches Mal sagte ich: ‹Ich gehe jetzt dann!›», erinnert sich Egli. Und ihr Freund ergänzt lakonisch: «Dann haben wir uns halt wieder aufgerafft.»

Immer mehr wuchs in der Familie die Dankbarkeit als Grundhaltung des Lebens. «Ich habe gelernt, für alles zu danken – für die Sonne und für den Regen. Auch er hat seinen Sinn», sagt Egli. Und wenn Hagel drohe, zeige ihr Gottvertrauen auch eine ganz kindliche Seite. «Liebe Engel, lieber Gott, haltet die Hand über die Reben!»

Das jüngste Projekt auf dem Hof ist der Rossstall, den Othmar Gschwend selbst gezimmert hat. «Eine Fünf-Sterne-Unterkunft für unsere beiden Hengste», bemerkt seine Freundin. Sie weiss, wovon sie spricht, denn ihre ersten Pflegeeltern waren auf Rösser spezialisiert gewesen. Ein Kreis, der sich schliesst, auch noch in einer tieferen Sichtweise: «Bei zwei Hengsten ist immer einer der Chef. Bei uns hat sich schnell gezeigt, dass es Leander ist, während Lio sich von Anfang an gefügt hat. Die beiden kommen aber gut miteinander aus. Lio war früher ein Polo-Hengst, wurde als Sportgerät gehalten, sein Wille gebrochen. Sein Leben war wie meines. Aber jetzt geht es ihm rundum gut.» Und es scheint, als habe Claudia Egli auch das zufriedene Lachen von ihrem Freund gelernt.

Christoph Klein

## «Der Beizer»

Gott, ich danke dir dafür, bestimmt worden zu sein, jeden Morgen als Mensch und Beizer zu erwachen. Gerade an Erntedank sehe ich die Verbindung mit dem Frühling, der uns aufs Neue mit Speis und Trank beschenkt. Als Menschen dürfen wir das Wunder der Natur jedes Frühjahr aufs Neue erleben. Dieses Geschenk ist für mich und zur Freude unserer Gäste wahrlich wundervoll.

Richard Aeberhard, Hotel «Zur Linde», Bischofszell



# Freude am Leben, Freude im Glauben

«Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen» lautet ein bekanntes Sprichwort. Erzählt wird, um den Daheimgebliebenen die Erfahrungen der Reise zu vermitteln. Oft sind es die Begegnungen mit Menschen, die den tiefsten Eindruck hinterlassen. Sie können zum Nachdenken anregen, uns in Frage stellen und wir können viel voneinander lernen.

Etwa 1,2 Milliarden Menschen gehören zur Weltkirche! Darin ist eine riesige Spannweite an Lebens- und Glaubenserfahrungen enthalten. Jedes Jahr im Oktober, dem Monat der Weltmission, ruft Missio ins Bewusstsein, dass wir Teil dieser Weltkirche sind, die sich als Lern-, Gebets- und Solidargemeinschaft definiert. In ihr sind geistige und spirituelle Kräfte vorhanden, die es noch mehr zu entdecken gilt. Ähnliches gilt für die Lebens- und Glaubenserfahrungen. Sich immer mehr als Teil dieser dynamischen Gemeinschaft zu verstehen und sich aktiv daran zu beteiligen, ist Sinn des Monats der Weltmission.

## Gastkirche Philippinen

Missio stellt deshalb in jedem Jahr die Kirche eines Landes ins Zentrum ihrer Kampagne. In diesem Jahr ist es der Inselstaat der Philippinen. Die Begegnungen während der Reise von Missio-Direktor Martin Brunner-Artho und Missio-Mitarbeiter Jacques Michel im Herbst 2013 haben zum Slogan für den Weltmissionsmonat inspiriert: «Freude am Leben, Freude im Glauben». Denn die Menschen strahlen Freude aus, trotz vielfacher Schwierigkeiten. Für den Slogan hat auch Papst Franziskus Pate gestanden, denn er wird nicht müde, in Worten und Gesten von der «Freude des Evangeliums» zu erzählen. Und schliesslich schadet auch der Kirche in der Schweiz etwas mehr Freude nicht. Einen dreijährigen Einsatz hat die Familie Moggi aus dem Tessin hinter sich: Mit der Bethlehem Mission Immensee war sie auf den Philippinen und haben das Leben dort kennengelernt. Mit ihrem Erfahrungsbericht, den wir hier in Übersetzung bringen, zeigt sie sehr eindrücklich, was die Menschen in den Philippinen antreibt – und was wir von ihnen lernen können.

Siegfried Ostermann

## Sie biegen sich, brechen aber nicht, und richten sich wieder auf!

Nun sind es schon sieben Jahre, dass wir von unserem Einsatz auf den Philippinen zurückgekommen sind. Trotzdem sind die Erinnerungen an die drei Jahre unseres Einsatzes in unserem täglichen Leben immer präsent. Auch die Reisen, die wir alle zwei Jahre unternehmen, ermöglichen es uns, die Freundschaften und Beziehungen mit den Menschen zu pflegen, mit denen wir wichtige Momente unseres Lebens geteilt haben.

Wir sind im Januar 2005 mit der Bethlehem Mission Immensee im Rahmen eines Umweltschutzprojektes ausgereist. Unsere vier Kinder waren damals zwischen vier Monaten und neun Jahren alt. Wir sind immer noch sehr dankbar für den herzlichen Empfang und die Aufnahme durch Bischof Cabrera, seine Mitarbeiter und der Gemeinschaft von Mangatarem. Auch wenn uns die Lebensweise und das Milieu das tägliche Leben manchmal schwer machten, haben uns die Beziehungen dafür entschädigt und ermutigt. Die Bevölkerung ist mit verschiedenen Schwierigkeiten konfrontiert: auf institutioneller Ebene – denn die Regierung scheint ohnmächtig oder unfähig, mit der Armut umzugehen; mit dem Klima – denn an die 20 Taifune ziehen jedes Jahr über das Land und hinterlassen eine Spur der Verwüstung. Bei all diesen Situationen erstaunte uns die Ruhe und die Gelassenheit der Bevölkerung.

## Gabe der Resilienz

Die Bevölkerung der Philippinen hat die Gabe der Resilienz. In der Physik bedeutet Resilienz die Eigenschaft eines Materials, Schlägen zu widerstehen, ohne zu



Das Plakat zum Monat der Weltmission 2014.

zerbrechen. In Bezug auf die menschliche Psychologie – und insbesondere der philippinischen Bevölkerung – bedeutet Resilienz die Fähigkeit einer Person, den Schwierigkeiten zu widerstehen, ohne sich zugrunde richten zu lassen, den schwierigen und komplexen Situationen die Stirn zu bieten ohne aus der Fassung zu geraten, wieder aufzustehen und neu zu beginnen.

## Protagonistin Erlita Pinzon

Wir können nur eines der vielen Beispiele erzählen. Erlita Pinzon, vierzig, eine Witwe mit acht Kindern, bewirtschaftete ein paar Hektaren Reisfelder. Nach dem Tod ihres Mannes führte sie die schwere Arbeit weiter, damit ihre Kinder zur Schule gehen können. Schüchtern, schweigsam und offensichtlich mit einer körperlich zerbrechlichen Natur gab sie nicht auf. Im Wasser stehend bereitete sie die Setzlinge vor und pflanzte sie von Hand unter



### Befreiungstheologie

Es war der peruanische Theologe Gustavo Gutiérrez, der ihr mit seinem Buch «Teología de la liberación» (1971) den Namen gab. Die Ursprünge reichen auf die Basisgemeinden der 1960er Jahren in Brasilien zurück.

Drei Dimensionen charakterisieren sie:

1. Die Priorität der Praxis vor der Theorie: Ganz Lateinamerika ist katholisch und gleichzeitig voller Ungerechtigkeit. Die Lebenspraxis wird analysiert, mit der jüdisch-christlichen Botschaft konfrontiert und soll zu einem Handeln gemäss dem Evangelium führen.

2. Die Einnahme des Standpunktes der Armen. Das bedeutet, «in die Welt der Armen einzutreten, in Solidarität mit den Unterdrückten und Marginalisierten zu leben, die Ungerechtigkeit ihrer Lebenssituation abzulehnen und ihre Forderung nach Anerkennung der Person zu teilen». (G. Gutiérrez)

3. Die Subjektwerdung der Gemeinde: Es geht nicht darum, Stimme der Stimmlosen zu sein, sondern dass sie eine bekommen. Assistenzialismus und Paternalismus sind die Gefahren, die das solidarische Engagement bedrohen.

Die Kritik der Befreiungstheologie an der herrschenden Schicht blieb nicht ohne Reaktion: Es gab Drohungen und Morde wie z.B. Oskar Romero (+ 1980). Die Faszination an der Befreiungstheologie bleibt: Sie ist «theologische Reflexion über das Engagement zugunsten der Befreiung der Armen aus der Sicht der Armen, die immer stärker auch von den Armen selbst ausgeübt wird» (S. Silber).

Siegfried Ostermann

der sengenden Sonne. Durch nichts liess sie sich entmutigen, auch wenn die täglichen Opfer gross waren. Ihr Mut und ihr Stolz machten sie zu einer bewundernswerten Frau, voll Würde. Im Jahr 2006, als der Taifun drei Viertel ihrer Ernte zerstörte, liess sie nicht locker. Durch harte Arbeit und mit Phantasie hat sie versucht, wieder aufzustehen. Dank Erlita, dank ihrer Fähigkeiten und ihres Ernstes wurde ein Mikrokredit ins Leben gerufen. Eine Gruppe von Landwirtinnen trägt dieses Projekt nun schon seit acht Jahren voran und gibt diesen Familien die Möglichkeit, die täglichen Ausgaben für die Familie zu bewältigen.

#### Herz oder Kopf?

Resilienz ist nicht eine Charakteristik, die wir Schweizer nicht besonders entwickelt haben, die wir viel weniger von Naturkatastrophen heimgesucht werden. Wir haben eine sozial ausgerichtete Regierung und wir tendieren dazu, uns im Voraus gegen alle möglichen Risiken zu versichern. Resilienz trifft mehr zu auf das Leben von Erlita, aber auch auf Path, unserem Nachbarn, der auf dem öffentlichen Platz lebte, oder auf Kathy, der sich mit einem Hammer und ein paar Nägeln selbständig sein Häuschen baute. Oder Anlyn, die nicht nur die Last der eigenen Familie schulterte sondern auch die der Verwandtschaft. Oder Roger, der entschied, nicht ins Ausland zu gehen wie seine Brüder, sondern seinem Volk nahe sein wollte durch sein freiwilliges Enga-



Freude prägt das Leben. Foto: Missio, Brunner

gement für die Ärmsten. Oder Sherly, die nur die Primarschule abgeschlossen hatte, aber eine politische Führungsfigur in ihrem Quartier wurde – und viele andere. Das Wort «Resilienz» hat viele Facetten; es bedeutet, vorwärts zu gehen, ohne viel zu fragen warum. Sie ist nicht Fatalismus, aber die Auseinandersetzung mit Widrigkeiten; sie ist nicht Kritik gegenüber den Anderen oder sich selbst, um die Schuld auf jemanden abzuwälzen. Es ist vielmehr der Blick auf die Situation und auf sich selbst, mit dem Bewusstsein, dass wir in jeder Dynamik des Lebens, die uns sogar «unmenschlich» scheinen mag, wertvoll sind, so wie wir sind.

Das ist es, was wir versuchen mit dem Kopf zu verstehen – und was sie mit dem Herzen leben.

Eveline & Mathieu Moggi

(Übersetzung: Siegfried Ostermann)

In dieser Spalte erklären wir in Kurzform Begriffe aus dem Bereich der Mission und ihrem Umfeld.

MISSION konkret

4 / 2014

Herausgeber:

Missionskonferenz der deutschen und rätoromanischen Schweiz, Alpenquai 4, Postfach 3309, 6002 Luzern, Tel: 041 227 59 62, sekretariat@missionskonferenz.ch  
Missio, Rte de la Vignettaz 48, Postfach 187, 1709 Freiburg, Tel: 026 425 55 70  
missio@missio.ch

Redaktion:

Erika Hofstetter-Barmettler, Missionskonferenz;  
Siegfried Ostermann, Missio.

Layout: Siegfried Ostermann

MISSION konkret erscheint als integrierter Bestandteil des «auftrag» und ist in dessen Jahresabonnement eingeschlossen.



Reisbauern auf den Philippinen. Foto: Mathieu Moggi

# Viele Hilfswerke erhoffen sich den kirchlichen

**KOLLEKTE** / So einfach und fromm das Spenden in der Kirche erscheint, so hartnäckig buhlen hinter den Kulissen Hilfswerke um Zugang zu Kollekten. Während grössere wie das «Fastenopfer» mit den Bistümern verzahnt sind, müssen kleinere wie «Kovive» in den Pfarreien Klinken putzen.

Am Sonntagmorgen um die Mittagszeit zeigt sich in katholischen Kirchen der Schweiz meist das gleiche Bild: In der Sakristei wird Geld gezählt, die Spenden der Kollekte. Am 29. Juni zum Beispiel ging dieses Geld in der Pfarrei St. Katharina in Zürich in ein Couvert, das mit «Kovive» angeschrieben war. Wie kam es dazu?

Das Hilfswerk «Kovive organisiert Projekte für benachteiligte Kinder, Ferien für Kinder bei Gastfamilien, Kinder- und Jugendlager und Familienferien. Ein Anliegen, das in den Kirchen gerne unterstützt wird: In St. Katharina kamen in drei Gottesdiensten 617 SFr. zusammen. Für «Kovive» ist das Kollektenwesen – im Unterschied zu «Bettelbriefen» oder Standaktionen – ein direkter und effizienter Weg, Spendeneinnahmen zu generieren. «Man spürt, wie der christliche Solidaritätsgedanke noch immer stark verwurzelt ist», beobachtet Geschäftsleiterin Rita Borer.

Zugleich entspreche die Präsenz in den Kirchen der Tradition von «Kovive». «Heute arbeiten die meisten kleinen und mittleren Hilfsorganisationen mit christ-

lichen Ursprüngen konfessionsneutral», so Borer, «Kovive» aber hält nach wie vor an ihren persönlichen, engen Kontakten zur Kirche fest, hat mit vielen freiwilligen Gastfamilien und Lagerleitenden auch eine Organisation, die «gelebtem Christentum» nahekommt. Ihre Offenheit gegenüber weltlichen Ansprüchen andererseits unterstreicht «Kovive» mit dem Gütesiegel der «ZEWO», das dem Hilfswerk unter anderem attestiert, seine Mittel fair zu beschaffen und sie wirtschaftlich und wirksam einzusetzen.

«Kovive» generiert ungefähr 18% aller Spenden über kirchliche Beiträge und Kollekten, was gemäss der letzten Jahresrechnung etwa 150'000 SFr. entspricht. Doch das Geld fliesst nicht von alleine: «Damit die Kirchenverantwortlichen unsere Projekte kennen, ist ein regelmässiger Dialog notwendig.» Das heisst: Die neun «Kovive»-Mitarbeiter in der ganzen Schweiz gehen bei den Pfarreien – umgangssprachlich formuliert – Klinken putzen, sie erklären die Bedeutung der Hilfsprojekte und bereiten Kollektentexte vor. Bisweilen kann «Ko-

vive» dabei auch auf die Unterstützung von 150 ehrenamtlich tätigen regionalen Mitarbeitenden zurückgreifen.

## Konstantes Lobbying

Wie «Kovive» weibeln ähnlich grosse Hilfswerke wie der «Christliche Friedensdienst», «Miva» oder «Die Dargebotene Hand» um die Gunst der Pfarreien. Diese allerdings sind nicht an allen Sonntagen im Jahr frei, die Kollekte selbst zu bestimmen: Die Bistümer warten für einen Teil des Jahres mit einem verbindlichen Kollektenkalender auf. «Das Bistum schreibt 24 Kollekten pro Kalenderjahr vor. 12 auf Empfehlung der Bischofskonferenz und weitere 12 auf jene des Bistums», erklärt Generalvikar Markus Thürig für das Bistum Basel.

Auf dieser, bistumsübergreifenden Ebene des Kollektenwesens wird in anderen Grössenordnungen gerechnet: Ein Kirchenopfer beispielsweise im Bistum Basel ergibt laut Thürig rund 150'000 SFr., wobei der Betrag je nach Situation (unmittelbare Katastrophenhilfe) oder Thema (lokal tätige oder bekannte Organisation) variieren kann. Kollekten gehen hier an Organisationen wie das «Fastenopfer», die «Caritas» oder an Bildungseinrichtungen, die mit den Bistümern vernetzt sind.

Auf den Beziehungen ausruhen könne man sich aber nicht, erklärt Matthias Dörnenburg, Leiter Marketing beim «Fastenopfer»: «Wir müssen ständig legitimieren, weshalb wir auf die Unterstützung angewiesen sind.» Das bedeute, gegenüber den Bistümern die eigenen, kirchlichen Leistungen aufzuzeigen, wie die Sensibilisierung der Menschen für die weltweite Solidarität oder die Bereitstellung von Bildungsmaterial für die Pfarreien. Daneben richtet sich das «Fastenopfer» auch direkt an die Pfarreien, da es letztlich jene sind, welche die Vorgaben des Kollektenkalenders umsetzen müssen. Ein Problem sei bisweilen, dass neue kirchliche Mitarbeitende aus dem Aus-



**Frommes Spenden**, umkämpfter Spendenmarkt



# Geldsegen

land die Organisationen nicht kennen und sensibilisiert werden müssten, damit die Unterstützung nicht ausbleibt, so Dörnenburg.

## Nachteil für die Grossen?

Um ihre Lobbyarbeit zu bündeln, haben sich fünf grössere katholische Hilfsorganisationen zu einem Interessenverband zusammengeschlossen. Dem «Projekt-Service» gehören die Hilfswerke «Fastenopfer», «Caritas», «Missio» «Brücke-Le pont» (Hilfswerk der «Katholischen Arbeitnehmer- und Arbeitnehmerinnen Bewegung KAB») und das «Elisabethenwerk» des Katholischen Frauenbunds an. Der «Projekt-Service» informiert Kirchgemeinden, aber auch Pfarreien, wie diese «Beiträge projektspezifisch einsetzen» können – und kompensiert damit einen potenziellen Nachteil der grossen Hilfswerke: «Im Gegensatz zu den kleinen Hilfswerken, die eher regional tätig sind, können die Kirchenverantwortlichen die Wichtigkeit und Resultate unserer Projekte weniger gut vor Ort begutachten», erklärt «Fastenopfer»-Mann Dörnenburg.

Den Einwand, dass die etablierten Hilfsorganisationen damit kleineren Hilfswerken das Wasser abgraben, lässt Dörnenburg nicht gelten: «Im Endeffekt sind unsere Organisationen auch die offiziellen Organisationen der Katholischen Kirche und sorgen für die Glaubwürdigkeit der Kirche.» Nicht dass kleinere, volksnähere Organisationen nicht auch tolle Arbeit leisteten, stellt Dörnenburg klar. Aber: «Wir sind auf verschiedenen Ebenen tätig, international vernetzt und engagieren uns auch für die Veränderung der Rahmenbedingungen. Diese Herangehensweise macht unsere Arbeit nachhaltiger und effektiver.» Und dazu bedarf es mehr Geld: Während das «Fastenopfer» 2013 rund 22 Millionen SFr. ausgab, nahm es Spenden in der Höhe von gut 16 Millionen SFr. ein – rund 70% davon während der Ökumenischen Kampagne in der Fastenzeit.

## Glaubwürdige Kirche

Doch welchen Einfluss übt die unterschiedliche Grösse und Ausrichtung der Hilfswerke auf die Spendierfreudigkeit der Geldgeber aus? Keinen grossen. Der



« Die Arbeit der grossen Hilfswerke ist nachhaltiger und effektiver. »

Matthias Dörnenburg  
Leiter Marketing «Fastenopfer»

Tenor der Messbesucher an besagtem 29. Juni in der Kirche St. Katharina in Zürich liess sich jedenfalls etwa so zusammenfassen: «Uns ist wichtig, dass uns mitgeteilt wird, wofür wir spenden. Aber wir vertrauen darauf, dass die Kirche die richtigen Projekte unterstützt und sind daher auch immer bereit, etwas zu geben.» Ungeachtet der direkten Verwendung: Im Bereich der Entwicklungshilfe ist die Glaubwürdigkeit der Kirche intakt.

André Moita Saraiva

[www.kovive.ch](http://www.kovive.ch)  
[www.projekt-service.ch](http://www.projekt-service.ch)

## ■ Geld spenden als Selbsthingabe

**Für die Liturgie ist der Akt des Geldspendens ein Symbol für Tod und Auferstehung. Bis heute wird die Kollekte deshalb auch «Opfer» genannt, erklärt Josef-Anton Willa vom Liturgischen Institut.**

« In den ersten Jahrhunderten der Kirche war es üblich, dass die Christinnen und Christen Lebensmittel für das gemeinsame Mahl und für Bedürftige in den sonntäglichen Gottesdienst mitbrachten. Bei der Gabenbereitung trugen sie die «Früchte der Erde und der menschlichen Arbeit» in Prozessionen zum Altar. Mit den Gaben brachten sie auch sich selbst, Mühe und Sorge, Dank und Freude, vor Gott. Und sie zeigten ihre Bereitschaft, mit anderen zu teilen. Man kann von einem «sozialen Opfer» sprechen, das mit dem «Lobopfer», der Hingabe im Gebet, verbunden war.

Von diesen Spenden nahm der Priester Brot, Wein und Wasser in der für die Eucharistie benötigten Menge. Was zu

Leib und Blut Christi wurde, stammte also direkt aus dem Leben der Versammelten. Diese sahen sich an der Feier unmittelbar beteiligt. Sie erhielten verwandelt zurück, was sie selbst zu geben bereit waren, und erhofften so, dass ihr Leben selbst verwandelt würde.

Heute hat eine Geldspende die Naturalien ersetzt. Statt dass die Gläubigen selbst zum Altar treten, wird meist ein Beutel oder Korb herumgereicht. Laut Messbuch ist allerdings eine richtige Gabenprozession, wie es sie gelegentlich am Erntedankfest gibt, erwünscht, damit der Sinn der Handlung wieder deutlicher wird.

Auch die Geldsammlung, Kollekte oder «Opfer» genannt, ist als soziale

Gabe zu verstehen. Sie ist keine Bezahlung, für die man eine Gegenleistung erwarten darf, und keine Ersatzhandlung, mit der man sich freikaufte, sondern Ausdruckshandlung: Darin soll die Hingabe (das geistige Opfer) als christliche Grundgesinnung und Lebenshaltung zum Ausdruck kommen. Diese umfasst die Ausrichtung auf Gott hin (das Lobopfer) und den Dienst am Nächsten (das Sozialopfer). Es geht um nichts weniger als das radikale Engagement in der Nachfolge Jesu, der sein Leben hingegeben hat für seine Freunde (Joh 15,13).





# «GOTT IN ...»

Für die Rubrik «Gott in ...» besucht der «auftrag» jeweils zwei Gottesdienste in zwei Orten der Deutschschweiz am gleichen Tag. Es entsteht ein Logbuch mit den kleinen Geschichten, die Gott in und mit seiner Kirche auf Erden schreibt. «Gott in ...» zeigt Respekt und Humor zugleich.

## ... Fislisbach (AG) und Luzern

Zwei Gottesdienste im Vergleich

### FISLISBACH (AG)

<b>Ort und Zeit</b>	Eucharistiefeier in der Pfarrkirche St. Agatha; 13. Juli, 10:00
<b>Gemeinde</b>	Ca. 120. Neben älteren Herrschaften einige junge Familien mit Kindern (inklusive Puppenwagen)
<b>Liturgen</b>	Rafa Lupa (Pfarrer), eine Pastoralassistentin, vier Ministranten
<b>Evangelium</b>	Mt 13,1–9: (Das Gleichnis vom Sämann)
<b>Schlüsselgedanke der Predigt</b>	Jesus rechnete damit, dass die Botschaft vom Reich Gottes grösstenteils auf unfruchtbaren Boden fällt. Die Qualität der Gemeinschaft ist wichtiger als deren Quantität.
<b>Musik</b>	Orgel (Rolf Hartenbach)
<b>Gesangsstärke (kräftigstes Lied)</b>	Sehr kräftig («Weit wie das Meer ist Gottes grosse Liebe ...»)
<b>Bemerkenswert</b>	Die Verabschiedung des Pfarrers: «Wir haben zwei Päpste und einen WM-Final heute Abend. Ich frage mich eins: Bei wem werden sich die beiden wohl das Spiel anschauen?»
<b>Für die Sinne</b>	<b>Auge:</b> Die vielen bunten Blumen auf dem Friedhof – die Regenzeit hatte offenbar auch ihr Gutes. <b>Ohr:</b> Die wunderbare Baritonstimme des Pfarrers. Ein künftiger Kandidat für «The Voice of Switzerland»?
<b>Kollekte</b>	Für die Aufgaben der Pfarrei (320.00 SFr.)
<b>Dauer</b>	50 Minuten
<b>Gesamterlebnis</b>	Volksnah und engagiert bei blumiger Umrandung ( <i>sut</i> )



### LUZERN

<b>Ort und Zeit</b>	Wort-Kommunion-Feier St. Josef/ «MaiHof»; 13. Juli, 10:00
<b>Gemeinde</b>	Ca. 60
<b>Liturgen</b>	Beata Pedrazzini (Erwachsenenbildnerin), Li Hangartner (Theologin, Gastpredigerin), zwei Ministrantinnen
<b>Evangelium</b>	Mt 13, 1–9
<b>Schlüsselgedanke der Predigt</b>	Matthäus neu gelesen mit Blick auf die verschwenderische Grosszügigkeit des Sämanns, der nicht gewinnmaximierend denkt, sondern auch in Unkraut und Dornen Anfänge für möglich hält.
<b>Musik</b>	Orgel (Fred Gassmann)
<b>Gesangsstärke (kräftigstes Lied)</b>	Fast alle sangen mit («Wir haben Gottes Spuren festgestellt»)
<b>Bemerkenswert</b>	Liturginnen und Ministrantinnen nahmen neben den Besucherinnen in der ersten seitlichen Stuhlreihe Platz. So wurde trotz der flugzeughallengrossen Kirche ein zugänglicher Rahmen geschaffen.
<b>Für die Sinne</b>	<b>Die Augen</b> konnten ausruhen auf kargen hohen Wänden, dem schlichten Holzboden oder den struppigen Sonnenblumen. Oder imaginär in das beschriebene Bild Van Goghs gleiten. <b>Gaumen:</b> Ein guter Espresso mit geselligem Höck wartet in der Pfarrei-Cafeteria.
<b>Kollekte</b>	«MIVA» – Fahrzeuge in Entwicklungsländern (241.05 SFr.)
<b>Dauer</b>	50 Minuten
<b>Gesamterlebnis</b>	Eine Gemeinde steht hinter echten Worten, die seelennah gewählt waren ( <i>kaw</i> )



- 
- 
- 
- 
- 
- 
- 
- 
- 
- 
- 
-



«Verbands-Kasten»



**Im April haben wir uns als Pfarreirat am Rotseelauf, der direkt vor der Kirche Ebikon startet, beteiligt. Wir stellen auf dem Kirchplatz ein Zelt auf, fertigten ein Plakat mit der Aufschrift «Viel Glück auf ihrem persönlichen Lebenslauf» an und verteilten an die Läuferinnen und Läufer Traubenzucker. Unser Ziel war, dem breiten Publikum ein positives Kirchenbild zu vermitteln. Das ist uns laut den Reaktionen gut gelungen. Jedoch fiel uns auf, wie rasch die Aktion wieder vergessen ging. Gibt es Möglichkeiten, um einen solchen PR-Auftritt in Zukunft nachhaltiger zu gestalten?**



**Thomas Bannwart** (42), Berufsschullehrer, Pfarreiratspräsident in Ebikon (LU)

Was ist denn schon nachhaltig? Der Begriff wirkt abgenutzt – vom Bienenschicksal über das Waldsterben bis hin zur

Finanzanlage wird «Nachhaltigkeit» angeboten, verlangt und diskutiert. In unserem Fall geht es darum, ob Aktionen so wirken, dass sie in der Wahrnehmung einer bestimmten Zielgruppe haften bleiben. Und es wird die Frage gestellt, ob es denn richtig und tragbar sei, wenn sich eine kirchliche Organisation in einer «PR-Aktion» zu profilieren versuche.

Aus der Sicht des Marketings ist es ja so, dass jede Organisation, gleichgültig ob Firma, Verein oder soziale, religiöse oder politische Institution sich in einem Marktumfeld befindet. Der Bedarf nach Religiosität und Spiritualität in der Gesellschaft ist nachgewiesen. Aber wir sind nicht die einzigen, die um die Sympathien von suchenden Menschen buhlen. Wir befinden uns als Pfarreien in einem Verdrängungsmarkt.

Was also tun in Ebikon? Bietet nicht die Bibel selbst auch in dieser speziellen Situation das Rezept an? Geradezu vorbildhaft hat Jesus seine Jünger in den «PR-Auftrag» eingebunden. Aus der modernen Kommunikationsperspektive

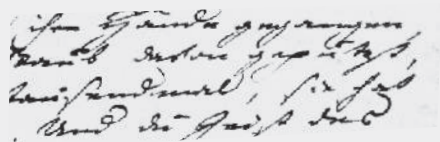
gesehen, hat Jesus nichts anderes getan, als zuverlässige Berater, loyale Begleiter und rhetorisch beschlagene Botschafter zu rekrutieren. Ja – tut Gutes, aber redet auch davon!

Nachhaltig könnte sein, wenn Sie sich im Sinne einer Planung fragen: Was wollen wir in der Gemeinde erreichen, wie sollen uns die Leute in 3–5 Jahren wahrnehmen, was können wir machen, was ist unsere Botschaft? Das Ergebnis könnte eine Aktionsplanung sein. Sicher ist, dass nur eine regelmäßige Präsenz Wirkung erzeugt. Und die Aktionen müssen sympathisch und glaubwürdig ankommen, transparent auch auf kritische Fragen antworten.

Ebikon hat mit der erwähnten Aktion positive Zeichen gesetzt. Ich kann nur eine Devise empfehlen: Dranbleiben!

**Louis Dreyer**, PR-Berater BR, Präsident Vereinigung Christlicher Unternehmer VCU Aargau/Solothurn

LESERBRIEFE



Zum Artikel «Im Thurgau halten Laien die Seelsorge über Wasser», Nr. 3-2014

Ich habe viele Jahre mit Seelsorgerlichen Mitarbeiterinnen («Sema») zusammengearbeitet. Für mich sind sie unverzichtbar, um die Freiwilligen in einer Pfarrei oder in einem Pastoralraum zu rekrutieren und zu betreuen. Das Beispiel Steckborn im Artikel ist diesbezüglich eher unglücklich gewählt, weil die dortigen «Sema» Gemeindeleiterdienste übernehmen müssen, was im neuen Konzept nicht vorgesehen ist. «Sema» sind vergleichbar mit Katechetinnen, die entstanden sind, weil der Pfarrer nicht alle Religionsstunden abdecken konnte. Stellt diese heute jemand in Frage? Die «Sema» sind keine Ersatztheologen, wie oft behauptet wird. Und die Gefahr von Rollenkonflikten besteht nur, wenn sie im luftleeren Raum stehengelassen werden, was u.a. eine gute Ausbildung verhindern kann. Auf das Angebot, diese inhaltlich anzusehen und

gegebenenfalls anzupassen, ging unsere Regionalleitung leider nie ein.

**Anne Zorell Gross**, Gemeindeleiterin a.i., Pfarrei St. Albin Ermatingen und Kirchenrätin TG

Auf den Bericht über Steckborn und seinen eigenen Weg habe ich lange gewartet! Solcherart lebendige Gemeinschaften samt allen Risiken lassen mich auch hier, in den eher satten, dienstverwöhnten Stammländern auf Bewegung von unten hoffen. Solche Berichte animieren hoffentlich Zaghafte. Es würde mich freuen, immer wieder Beiträge mit solchen Auseinandersetzungen zu lesen.

**Rita Krieger**, Kriens

Zur Rubrik «Gott in...» Lüchigen (SG) und Ittigen (BE) in «auftrag» Nr. 3-2014

Danke, dass Sie Gott in Ittigen einen Besuch abgestattet haben. Und danke, dass wir für Sie eine Kirche nach dem Bild von Papst Franziskus darstellen, das ehrt uns. Drei Wochen später wären Sie in unserer

Kirche wohl von fußballspielenden Kindern überrannt worden, die ihre Bälle zum Segnen gebracht haben. So unterschiedlich können Sonntage bei uns sein! Die beschriebenen Italienerinnen mit Kopftuch waren im übrigen Irakerinnen: eine Frau und ihre sechs erwachsenen Kinder, die zum Teil schon wieder eigene Partner und Kinder haben und sich alle in unserer Pfarrei zuhause fühlen – zu unserer Freude!

**Janique Behman**, Pastoralassistentin im Ökumenischen Kirchlichen Zentrum Ittigen

Zu «auftrag» Nr. 3-2014 allgemein

Vielen Dank für die Juni-Ausgabe vom «auftrag», die mir wirklich extrem gut gefallen hat (so gut, dass sie mich vom Arbeiten abgehalten hat). Ganz besonders danke ich für den kritischen Artikel zur Seelsorge im Thurgau (genialer Cartoon!) und die neue Rubrik «Gott in...». In der Tat augenzwinkernd und respektvoll...

**Mechthild Schreck**, Ex-Pfarreiratspräsidentin, Baden

## AGENDA

- **«Kirche: Was sagst du dazu?»** Jungentreffen des Bistums Basel für Firmgruppen, Minis, Bewegungen u.a., mit Bischof Felix. Solothurn, 14.9.
- **«Haus der Religionen in Bern: Wer lernt von wem? Und was?»** Tagung von «Tagsatzung.ch». Pfarreiheim Guthirt Ostermundigen, 20.09. => Anmeldungen bis 18.9. via info@tagsatzung.ch
- **«Marsch fürs Läbe»** Kundgebung, Bekenntnis-Marsch, überkonfessioneller Gottesdienst. Mit Bischofsvikar Christoph Casetti u.a.. Hafen Enge Zürich, 20.9 => www.marschfuerslaebe.ch
- **«Säen und Ernten»** Erlebnistag mit Jodlermesse und Segnungsfeier zum Erntedank. Kartause Ittingen, 27.9.
- **«Einweihung Zentrum Franziskus»** Besichtigung des neuen Gebäudes der kantonal-kirchlichen Verwaltung und der Fachstellen. Zentrum Franziskus Weinfelden, 04.10.
- **«Nach dem Abstieg leuchtet alles»** Exerzitien mit Bibliodrama. Leitung: Hildgard Aepli, Barbara Jäger-Aepli. Lassalle-Haus Bad Schönbrunn, 05.-10.10. => www.lassalle-haus.org

- **«Tag der offenen Tür»** Aus Anlass der Neueröffnung des Verlags «Neue Stadt». Begegnungs- und Bildungszentrum Eckstein der Fokolar-Bewegung Baar, 11.10.
- **«Mein Leben als Text»** Autobiografische Schreibwerkstatt, mit Esther Spinner, Schriftstellerin. Paulus-Akademie Zürich, 15.10., 29.10, 12.11, 26.11. => www.paulus-akademie.ch
- **«Wortgottesdienste vorbereiten und leiten»** Einführungskurs. Propstei Wislikofen, 19.-20.9. => www.propstei.ch
- **«Pubertät – Zeit der allgemeinen Verunsicherung»** 42. Studententagung Katholische Schulen Schweiz KSS. Impulsschule Wurmsbach Bollingen, 24.-25.10.
- **«Otto-Karrer-Vorlesung 2014»** Mit Card. Francisco Javier Errázuriz Ossa, Chile. Jesuitenkirche Luzern, 27.10., 18:15
- **«War das alles?»** Spurwechsel und Neu-Anfang zwischen 60+ und 95+. Mit Marcel Sonderegger, Psychologe FSP u.a.. Rodtegg Luzern, 14.11. => www.bildungsseminare.ch

## Kurz.Nachrichten

- **Beten.** Das Sanatorium Kilchberg (ZH) verfügt neu über eine **Kapelle**. Der katholische Klinikseelsorger hat die Geschäftsleitung erfolgreich ermuntert, ein nicht mehr verwendetes Gartenhaus umzunutzen. Die Kapelle bietet Platz für rund 30 Personen und dient zur Besinnung, für Gebete und Feiern. Weil keine Kerzen erlaubt sind, wurde ein Computer, ein Tablet und ein Sensor montiert, auf dem Sorgen und Wünsche notiert oder gezeichnet werden können. Bottschaften wie **«Jesus hilf mir»** oder auch eine gezeichnete Blume können so in die Kapelle projiziert werden.
- **Bewältigen.** Nach dem **Unfall im Sommerlager von «Jungwacht Blauring» (Jubla) Ebikon** in Savognin hat die Graubündner Staatsanwaltschaft auf eine Anklage verzichtet. Sie machte beim gebrochenen Balken auf dem Zwischenboden eines Holzturms einen Materialfehler aus. Das Krisenteam der Jubla Luzern zeigte sich insgesamt zufrieden mit dem Krisenmanagement. Ihre Hauptaufgabe hätte darin bestanden, den Medienansturm zu bewältigen, so Sprecher Fabian Frei. Bereits 15 Minuten nach dem Abflug des Rega-Helikopters mit den Verletzten hätte ein Helikopter von «Schweiz aktuell» das Lagergelände umkreist.

# treffpunkt

Christlich-sozialethisches Magazin der KAB

Monatlich gegen  
Denkmüdigkeit  
und Resignation.

Gesellschaftliche  
Nebenwirkungen  
erwünscht.



In leserschaftlichen Versuchen wurde nachgewiesen: Der **treffpunkt** ist eine wirksame Medizin gegen kurzfristiges Denken, politische Teilnahmslosigkeit und wirtschaftliche Kurzsichtigkeit. Gesellschaftliche Tests belegen, dass der **treffpunkt** auch Ihre Kräfte in Engagements für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung unterstützt. Und dass er gegen soziale und ökologische Resignation vorbeugt.

Bei Nebenwirkungen\* wie sozialethische Sensibilisierung oder ganzheitliche Betrachtungsweise lesen Sie die Dossier-«Beilage» oder konsultieren Ihren **treffpunkt**-Verleger: KAB Schweiz, Ausstellungsstrasse 21, Postfach 1663, 8031 Zürich, Tel. 044 271 00 30, Fax 044 272 30 90, Mail: verband@kab-schweiz.ch

\* Melden Sie sich, falls sich diese Nebenwirkungen nicht sofort einstellen: Sie werden mit einem dreimonatigen Probeabo entschädigt.

## AUSBLICK

auf den nächsten «auftrag»

### KERN-THEMA

11

Eine Zahl und ihre  
überraschenden  
Bedeutungen.



### MANTEL-THEMEN

«Jesus lebt!»

Wer sprayt christliche Graffiti an Zürcher Hausmauern?

Flüchtlingsstrom

Wo und wie beherbergen Pfarreien Asylbewerber?  
Und wo und warum nicht?

«Ecopop»

Was sagen Pfarreien im grenznahen Ausland zur möglichen Abschottung der Schweiz?



■ **Helfen.** Das Hilfswerk «**Kirche in Not**» sammelte letztes Jahr in der Schweiz und in Liechtenstein Spenden im Wert von 11.6 Mio. SFr., ein Zuwachs um 0.2 Mio. SFr. gegenüber 2012. Das Gesamtwerk – «Kirche in Not» ist in 18 Ländern vertreten – unterstützte 2013 vor allem kirchliche Bauvorhaben, mittellose Priester und Ordensleute und die theologische Ausbildung. «Kirche in Not» wirkte in 140 Ländern, ein Schwerpunkt der Tätigkeiten lag in der Ukraine. In den vergangenen Monaten wurde die Hilfe für die verfolgten Christen im Irak verstärkt.

■ **Lesen.** Der ehemalige Theologie-Professor und «Vater» der Laienbewegung, **Leo Karrer**, hat ein neues Buch geschrieben. Sein Titel: «Glaube, der das Leben liebt. Christsein als Mut zu wahrer Menschlichkeit». Karrer widmet sich darin dem Osterereignis, den Sakramenten als Symbolen der Hoffnung und einem Christsein in und mit der Kirche, wobei er die Gläubigen zu einem langen Atem ermutigt. (ver)

■ **Reden.** Der «**Verein vom Zölibat betroffener Frauen**» (**Zöfra**) ist erfreut über das Gespräch von Mitte Juli mit der **Schweizerischen Bischofskonferenz (SBK)**. Heute gebe es «mehr Raum» in

der SBK, um auch über «ganz schwierige Sachen» zu sprechen, stellte Präsidentin Gabriella Loser Friedli fest. Die SBK setzt ihre Gespräche mit Kritikern im Herbst fort: Sie empfängt Vertreter der Gruppierung «**Es reicht!**» unter der Federführung des «Schweizerischen Katholischen Frauenbunds» (SKF), die zur Demonstration am 9. März in St. Gallen und zur Absetzung von Bischof Huonder aufgerufen hatte. Dem SBK schwebt ein «seelsorgerlicher Austausch» vor.

■ **Werben.** Die Jugendbewegung «Young and precious» hat eine Gegenkampagne zur **Stop-Aids-Kampagne** des Bundesamts für Gesundheit (BAG) gestartet. In Inseraten in drei Zeitungen («Weltwoche», «NZZ», «20 Minuten») zeigen sich Paare, die für eheliche Treue werben. Von den BAG-Inseraten, die mit viel nackter Haut einen verantwortungsvollen Umgang mit der Sexualität propagieren, distanziert sich auch die Schweizerische Bischofskonferenz. Beteiligt hat sie sich an der Gegenkampagne aber nicht, da sie sich «in gesellschaftspolitischen Aktionen bewusst zurückhalten» will, wie Sprecher Walter Müller erklärte.

(Redaktion, KIPA)

## ■ Gesagt!

«Der Schweiz ist ein Segen zuteil geworden, der auch ein kleiner Fluch ist. Weil sie von den politischen, militärischen, menschlichen, ökonomischen Katastrophen und Krisen des 20. Jahrhunderts weitgehend verschont geblieben ist, **geht ihr Erfahrungsschatz im Umgang mit Krisen gegen null**. Der Besitzstand ist so hoch wie die Panikbereitschaft.»

*Dieter Thomä, Philosophieprofessor in St. Gallen, in der NZZ vom 11. August über die Gefahren des Stillstands im Wohlstand. Dagegen beschwört er die Tatkraft eines Wilhelm Tell, «der die Stagnation regelrecht gehasst hat».*

## ■ Getan!

Auf Initiative des Pfarreirats der Basler Pfarrei Heiliggeist ist anfangs Juli **eine neunköpfige Flüchtlingsfamilie aus Syrien in das leer stehende Sigristenhaus eingezogen**. Die Erfahrungen seien gut, berichtete Hella Grunwald, zuständige Sozialarbeiterin der Pfarrei Heiliggeist. Nur einmal habe es während des Ramadans eine Reklamation wegen Lärmbelästigung gegeben. Manchmal kämen Nachbarn vorbei, die Früchte oder Gemüse aus dem eigenen Garten brächten. Entsprechend dem «Basler Modell» überlegen sich nun auch Pfarreien aus Baselland eine solche Aufnahme von Flüchtlingen.

## ■ IMPRESSUM

«auftrag» Zeitschrift für kirchlich Engagierte und religiös Interessierte ■ erscheint 6-mal jährlich ■ 39. Jahrgang ■ **Preis** Fr. 28.50 pro Jahr ■ **Auflage** 3800 Exemplare ■ **Herausgeber** Verein zur Herausgabe einer Zeitschrift für praktische Pfarreiarbeit ■ **Mitglieder** Kollektivmitglieder (Kath. Frauenbund SKF, missio, Kath. Erwachsenenbildungsverband KAGEB, Deutschschweizer Ordinarienkonferenz DOK u.a.), Einzelmitglieder ■ **Präsident** Ludwig Spirig-Huber, Burgunderstrasse 91, 3018 Bern, vorstand@zeitschrift-auftrag.ch ■ **Druck, Administration, Bestellungen und Adressänderungen** Druckerei Oberholzer AG, 8730 Uznach, Telefon 055 285 90 60, Fax 055 285 90 69 ■ **E-Mail** abonnemente@zeitschrift-auftrag.ch ■ **Redaktion** Remo Wiegand, Bruchmattstrasse 28, 6003 Luzern, Telefon 041 240 39 06, redaktion@zeitschrift-auftrag.ch ■ **Redaktionsteam:** André Moita Saraiva, Zürich/Geuensee; Christoph Klein, Altstätten; Christian Murer, Urdorf; Sylvia Stam, Luzern (sy); Vera Rüttimann, Wettingen/Berlin (ver); Susanne Thürig, Triengen (sut); Remo Wiegand, Luzern ■ **Mitarbeit an dieser Nummer** Michel Schultheiss (smi), Detlef Hecking, Katja Wißmiller (kaw) ■ **Illustration** Martine Ulmer ■ **Layout und Gestaltung** Ivo Tosoni, Kaltbrunn (SG), daten@ernidruck.ch ■ **Inserate an:** redaktion@zeitschrift-auftrag.ch, Preise siehe Homepage ■ **regulärer Redaktionschluss** für Nr. 5/2014 (erscheint Ende Oktober 2014): **18. September 2014** ■ «[www.zeitschrift-auftrag.ch](http://www.zeitschrift-auftrag.ch)» ■

Froh,  
dass es den  
SKF gibt?

Unterstützen Sie unsere Arbeit - werden Sie Einzelmitglied.

SKF  
Schweizerischer Katholischer Frauenbund  
Postfach 7854, 6000 Luzern 7  
[www.frauenbund.ch](http://www.frauenbund.ch)

## ERNTE. DANK



### Ortstermin mit Bauer Halmer

Am Ende sagte er noch:  
Man muss es wohl auf eine Pflanze herunterbrechen.  
Zuvor hatten wir seine Felder besucht  
siebzehn Hektare  
vielleicht drei und dreissig Millionen Halme  
Weizen, Winter-, Sommergerste  
und Hafer, Raps und Mais und Gras  
für wenig Brot, viel Tierfutter  
und wachsende Mengen Biogas.  
Fachzeitschriften bestürmen ihn:  
Chemie, Meteorologie, Fahrzeugindustrie  
die Ernte sollst Du optimieren.  
Nun aber, seht her!, schert er aus  
sich einen Teufel um Bilanzen  
er wandert in sein Maisfeld  
legt sich auf den Boden  
riecht die Erde  
spielt Mensch  
und sieht sich mit dem hinkenden Grün  
verwurzelt  
in den Himmel fragen.

*Remo Wiegand*